

Wildbader Tagblatt

Amtsblatt und Anzeiger für Wildbad und das obere Enztal.

Nummer 3

Februus 179

Samstag, den 4. Januar 1930

Februus 179

65. Jahrgang

Schicksale kommen vom Himmel

Roman von Christine Ruhland

60. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten)

Nach nie im Leben hatte Frau Lauterbach so überzeugend zu reden verstanden.

Und endlich war Christine überzeugt, daß die Mutter in ihrem klugen, praktischen Sinne Recht hatte. Im Einverständnis mit Merker verdingten sie den ererbten Grund und Boden in kleinen Parzellen zu einem bescheidenen Pachtgelde, und Anton Merkers Anteil wurde zum Aufbau neuer Fröhnerhäuser verwendet. Das schaffte ihm Befriedigung, und ließ ihn die grausamen Qualen, die ihm Trudo und Ruprecht von Markendorf geschaffen, vergessen.

Auch die Löhne der Waldarbeiter wurden von dem Pachtgelde aufgefressen und manch' einer drückte dem einstigen Wilderer warm und dankbar die Hand.

Das tat ihm wohl und ließ sein Herz höher schlagen. Er fühlte, daß der sündhafte Reichtum legensreich zu wirken begann.

In Ernst Wolfram aber wurde von Frau Lauterbach, seiner geliebten Mutter, Interesse und Freude an seinem reichen Besitztum geweckt. Er liebte die Natur und war selig im Besitze eines ganzen, großen Waldes, der ihm allein gehören sollte. Er fragte nicht, was den Kammerherrn veranlaßte, ihn und Anton Merker so reich zu beschenken. „Er hat uns lieb gehabt“, dachte er nur. Er hatte überhaupt noch keinen Begriff von dem hohen Werte seines Erbes, dazu war er noch viel zu harmlos, und auch Frau Lauterbach klärte ihn darüber nicht auf.

„So reich sind wir, mein Junge, denn auch mir gehört ein Teil davon, und wir waren doch schon zuvor so reich. Deine Mama im Besitze ihres Waldschlößchens und des Mühlenwesens, und ich dadurch, daß ich bei euch leben und arbeiten durfte. Verstehst du das, mein Junge? Bist du schon reif genug, um zu begreifen, daß mich der Kammerherr mit seinem Erbgut unmöglich glücklich machen konnte, als ich es bereits war?“

Die hohe Stirn des schlanken, hochaufgeschossenen Knaben bekam grüblerische Falten.

„Ja, das begreife ich vollständig“, sagte er mit aufleuchtenden Augen. „Denn auch ich würde Mamas Waldschlößchen und unter ganzem geliebtem Mühlenwesens nicht eintauschen gegen Schloß Markendorf mit all' seinen Liegenheiten. Nein, Beter Merker, glücklicher als ich es immer war, kann auch mich das Erbe des Kammerherrn unmöglich machen. Natürlich, mein Stück Wald ist mir trotzdem sehr teuer.“

Da lächelte Merker, dem großen Knaben tief in die Augen schauend.

„Gemeiß, der Wald, der liebe, alte Wald, der geht dir über alles. Das ist dein Erbteil von deinem prächtigen, guten Vater.“

„Mein lieber Vater war ja ein Waldmann, ein Förster. Ich aber werde trotz meiner Liebe zum Walde ein Müller. In meiner Heimat will ich bleiben. Meine Heimat und all' die Menschen drinnen sind mir das Heiligste auf der Welt.“

Er hatte sich heiß geredet, und seine Augen glänzten in freudiger Begeisterung.

Da legte Merker seine Hand auf das stimmernde Blondhaar des Knaben.

„So ist es recht, mein Ernst. Heimatliebe ist etwas Heiliges, Großes und Schönes. Aber nun haben Tausend und Millionen Menschen keine Heimat, keine Heimstätten, so wie wir sie haben. Müdest du zu denen gehören?“

Ernst Wolfram wurde bleich.

„Nein, o nein, aber darüber dachte ich noch niemals nach. Nur wenn ich in Berlin bin, wo man vor hohen Häusern und grauen Mauern kaum ein Stückchen Himmel sieht, fühle ich, daß ich ohne einen Blick ins Weite und ohne ein Häuschen mit einem Stückchen Gartenland als Eigentum vor Heimweh sterben müßte. Die Großstadtmenschen, die jahraus, jahrein zusammengepfercht in ihren hohen Häusern wohnen müssen, sind tief zu bedauern.“

„Und dabei hast du von dem wirklichen Elend der Großstadt noch gar nichts gespürt. Du kennst nur die Wohnungen wohlhabender Kreise. Und an dem Großstadtelend können wir zwei auch nichts ändern. Dazu sind wir zu ohnmächtig. Aber hier in unserer geliebten Heimat können wir viel Segen stiften mit dem Erbe des Kammerherrn.“

Ernst Wolfram lauschte und atmete tief auf. Er reckte sich noch ein Stück höher und schaute Merker ernsthaft ins Antlitz.

„Zu diesem Zweck hat uns der edle Kammerherr sicher auch nur das reiche Erbteil ausgelehnt, und alles in deine Hände gelegt. Du, ich ohne, was du zu tun gedenkst. Nein — ich weiß es. Heimstätten willst du gründen für Arme auf dem Grund und Boden, den der Kammerherr dir vermacht.“

„Ueber Merkers erstes Gesicht flog ein Sonnenstrahl. Ein seltsames Licht trat in seine dunkelblauen Augen.“

„Ja, mein Junge, das will ich tun. Das soll meinem Herzen ein Labial sein. Heimatliebe will ich wecken in den Herzen der Armen, denen nicht so viel Grund und Boden gehört auf Gottes Erde, daß sie ein Häuschen für sich und ihre Familie darauf erbauen können als Wohnstätte für ihre Lebenszeit.“

„Ja, mein Ernst, schon lange trage ich mich mit dem Gedanken, aber nun will ich ihn endlich zur Ausführung bringen. Nur mit Frau Lauterbach und deiner Frau Mama will ich mich beraten.“

„Und mein Erbteil darfst du wirklich vor meiner Mündigkeitsprüfung nicht benutzen?“ fragte Ernst schwer betrübt.

„Nein, mein Junge, darüber darf vorher kein Mensch verfügen. Nicht einmal der Erlös des Pachtgelbes deiner Ländereien darf angegriffen werden. Aber darüber gräme dich nicht. Die Zeit bis dahin wird nur zu schnell verfliegen. In dessen kannst du dich an dem Entstehen kleiner Heimstätten erfreuen, deren Aufbau ich einem verständnisvollen Baumeister übertragen werde.“

Der Knabe erglühte vor Erregung und Freude.

„Welch' herrlicher Gedanke, daß auch ich später einmal

mit dir zusammen Gutes wirken kann.“

Plötzlich aber flog ein Schatten über sein junges Gesicht. Ein ernster, frühreifer Zug erschien um seinen Mund, über sein schmales Profil lief eine Vertiefung bis an die Schläfe.

So hatte ihn Merker am Todestage des Kammerherrn gesehen. Bleich und eingefallen.

„Wenn ich aber nun sterben würde, bevor ich mündig bin, würde dann mein heißer Wunsch von heute ausgeführt werden?“

Anton Merker verspürte einen Schlag auf sein Herz. Es war, als sollte es stille stehen. Unwillkürlich legte er wie beschützend seine Hand auf des Knaben Haupt.

„Du lieber, allkluger und doch so kindlicher Bengel, wie kommst du darauf?“

„Ja — weißt du — seit dem Tage, wo ich den erschoffenen Kammerherrn vor mir liegen sah, muß ich oft denken, daß auch mir einmal solch' ein Unfall begegnen könnte. Mein lieber Vater wurde doch das Opfer eines unglücklichen Bersehens.“

Bleich bis in die Lippen, konnte Merker dem Sohne Christines, den er liebte wie sonst nichts auf der Welt, für's erste keine Antwort geben. Wie geistesabwesend schritt er eine Weile neben ihm her. Sie näherten sich dem Mühlenweg und sahen bereits das von blühenden Azurblauen umkletterte Waldschlößchen durch die Tannen schimmern. Da mußte er dem Knaben rasch noch das düstere Bild, das er in sich trug, verweihen. Er lächelte ein wenig gezwungen und überlegte.

„Des Sterbens kann jeder Mensch gemärtig sein, jeden Tag und zu jeder Stunde. Aber ein Kind wie du, sollte sich nicht mit solchen Bildern beschäftigen, gar nicht daran denken. Laß deine liebe Mama niemals ahnen, daß dir zuweilen solche Gedanken und düstere Bilder kommen, sie würde sich darüber sehr betrüben.“

Anton Merker aber senkte des Knaben Geist und Gemüt auf andere Bahnen. Er nahm den Knaben an die Hand und führte ihn nach und nach durch seine ganzen Ländereien.

Er zeigte ihm die Grenzen seines Waldgebietes und sagte ihm:

„Mein, zu ihr rede ich gewiß nicht davon, und ich denke auch nur selten daran. Aber mit Schußwaffen werde ich immer sehr vorsichtig umgehen.“

„Daran tuft du recht, mein Sohn.“

29.

Ein wundervoller Junimorgen zog über den Tannenwald herauf. Zitternd und gleichend blitzte die Sonne durch die dunkle Masse, die wie eine gerade Linie den Horizont begrenzte. Immer höher und höher stieg der Sonnenball und entflammte mit seinen Strahlen die schlanken Birken, die in kurzen Abständen den Wald umsäumten. Wundervoll wiegen sich die zarten Zweige der silberstämmigen, schlanken Bäume im leichten Morgenwinde.

Aus weiter Ferne klang das Morgenlied eines Pirots, das sich mit dem leisen Singen einer Amsel vermischte, die dicht unter Christines Erkerfenster ihre Morgenandacht hielt.

Das war die Stunde, die Christine Wolfram gern für sich allein genoss, um in seliger Andacht mit der Seele des geliebten Gatten Zwiesprache zu halten. Wochenlang hatte Unruhe die Stille ihres Hauses unterbrochen. Wolframs aus Berlin waren hier gewesen. Diesmal die ganze Familie. Nun waren sie weiter gezogen nach einer anderen Sommerfrische, nur Otti hatte hier bleiben dürfen. Ihr war das Waldschlößchen und seine Bewohner das herrlichste auf der Welt.

Heute lag sie noch in tiefem Schlummer, umrauscht von der heiligen Morgenstille des Waldes.

Christine war älter geworden. Das Dunkelhaar, das jetzt hochfrisiert in weichen Wellen über der klugen, weisen Stirn glänzte, war von weißen Silberfäden durchspinnen. „Marienfäden“, sagte sie wehmütig lächelnd. „Der Herbst spinnt mich ein.“ Ihre weichen Züge hatten den jugendlichen Schmuck verloren, dafür verklärte sie der Ernst des Lebens, der ihr jetzt stärker aufgeprägt war.

Zur Stunde war ihr das Herz voll süßer, seliger Andacht, voll Freude an ihrer Waldheimat.

Da nahm der Morgenwind eine Duftwelle auf seine Flügel und trug sie durch das offene Erkerfenster, hinter welchem Christine träumte. Rosenbüsche umschwebten sie plötzlich so intensiv, wie es nur selten geschah.

Es zog sie an das Fenster. Sie schob den Kopf durch das grüne Gerant und schaute hernieder. O weiches, wundervolles Antlitz, ihr Herz erschauerte. Der uralte, knorrige Rosenstrauch, der gestern abend nur noch Knospen trug, hatte seine ganze Blütenpracht entfaltet.

Sie war bewegt. Aufjubeln hätte sie mögen wie ein Kind. Eine Minute schaute sie himmelwärts, denn all' ihres Lebens Not und Seligkeit trug sie ja zur Höhe.

Wie immer im Glück, dachte sie derer, die im Unglück. Sie dachte an Anita.

„Mein Schwesterchen, mein armes, liebes, was mag aus dir geworden sein. Wohin mag dein Trosttopf und dein liebevollendes Herz, das seltsame Gemisch von Härte und Weichheit, dich geführt haben? Lebst du noch, oder haben Not und Sorgen dir ein frühes Grab bereitet? — Mutter — o du arme, arme Mutter, wie mag es zuweilen in deinem Innern toben?“

Christine legte die Stirn in die Hände. Die Rosenfreude war verfliegen, noch ehe neues Leben in den Tag hineinflutete. Sie weinte herzbrechend. Alles Leid, was sie durchlebte, trock wieder einmal aus den tiefsten Herzenswinkeln hervor.

Die Sonne stieg höher. Schon tanzten Sonnensunken durch die Scheiben und vergoldeten Christines silberdurchwebtes Haar. Da klang die elektrische Schelle. Christine erhob den Kopf von der Schreibtischplatte. „So früh schon?“ dachte sie verwundert, sich eiligst die Augen trocknend.

Die Magd begehrt Eintopf. Sie sah bleich und übernächtigt aus.

„Ich sollte durchaus noch nicht stören“, sagte sie. „Aber Frau Lauterbach scheint mir sehr krank. Die ganze Nacht hat sie gefiebert. Es ließ mir nun keine Ruhe mehr.“

Unter Christines Füßen knirschte schon der Gartentisch. Sie war tief erschrocken.

„Und weshalb rief man mich nicht?“ fragte sie vorwurfsvoll.

„Frau Lauterbach wollte es durchaus nicht. Frau Wolfram bedürftigen der Ruhe nach der aufregenden Zeit des Berliner Besuchs.“

„Das sieht ihr ähnlich“, dachte Christine. Sie war bereits im Mühlenhause verschwunden.

„Da bist du ja schon“, empfing sie Frau Lauterbach, und ein fräher Schein flog über ihr erhitztes Gesicht.

„Mutter, meine gute Mutter. Hierher hätte ich schon die ganze Nacht gehört. Wolltest du mich wirklich nicht haben, hattest du gar keine Sehnsucht nach mir?“

Da schloß Frau Lauterbach Christine in die Arme. „Sehnsucht, Sehnsucht“, sagte sie mit schweren Atemzügen. „Ich habe sie einst verachtet, ja, als etwas Verächtliches bewertet. Nun kenne ich sie. Schon seit Jahren fühle ich das Wühlen in meinem Innern, doch ich presste die Hand aufs Herz und wollte es erdrüden. Aber in der vergangenen Nacht hat sie alles durchwühlt, alle Schranken durchbrochen. Christine, hätte ich dich nicht gehabt all' die langen Lebensjahre, ich hätte es wohl kaum ertragen.“

Frau Lauterbachs Pulse flogen, ihre heißen Hände gingen rühelos über die Schlafdecke.

Christine strich ihr weich das wirre, graue Haar aus der Stirn.

„Sei ganz still, Mutter, quäle dich nicht!“

„Ich muß reden. Einmal muß ich es aussprechen, was ich jahraus, jahrein stumm in mir getragen. Im ersten heißen Jörn habe ich Anita geflücht. Nie wieder sollte sie die Schwelle unseres Hauses überschreiten. Niemals wieder vor mein Antlitz treten. Und der Jörn hat angebaueret Jahr um Jahr, bis ich zuletzt doch spürte, daß hinter diesem Jörn die Muttersehnsucht lauerte. Die Muttersehnsucht, die Mutterliebe — Mein Ernst, mein lieber, kleiner Ernst, ich bin auch deine Mutter“, küsterte sie in abgebrochenen Sätzen. Die Augenlider fielen herab, aber die Lippen flüsteren weiter.

„Selma! — Merker möchte sofort anspannen. Der Arzt muß kommen. Meine Mutter ist sehr krank.“

Ein weißbestäubter, schlanker Jüngling, die weiße Mütze aus der Stirn gerückt, kam strahlenden Angesichts den Mühlenberg herab. An seiner Seite ging ebenso heiter und strahlend die blonde Otti, die man für eine Schwester des weißgeputzten Müllers halten konnte, so ähnlich war sie ihm. Sie hatte ihren Beter Ernst, der über Nacht das Mühlenwerk behütete, wie schon oftmals, in aller Morgenfrühe abgeholt, um mit ihm zusammen das erste Frühstück einzunehmen.

Tante Christine war bereits ausgeflogen, als der kleine Langschläfer, das Großstadtkind, erwachte. Ja, Beter Merker fuhr sogar schon zum Tore hinaus. Er schien es eilig zu haben und wollte sicher nach der Stadt.

„Geh ich zum Kaffeetisch komme, muß ich mich erst säubern“, sagte Ernst Wolfram. „Mehstaub darf ich meiner Mutter nicht ins Zimmer bringen.“

„Das ist zu dumm“, sagte Otti. „So weiß gepudert gefällt du mir am schönsten.“

Ahnungslos, voll Jugendfreude, betrat sie den blühlauberer Hausflur.

„Selma, bereiten Sie bitte den Kaffeetisch, Ernst wird gleich kommen.“

Da hielt eine Hand ihr energisch den kleinen, lauten Mund zu.

„Still, mein Kind, Großmutter ist sehr krank“, sagte Tante Christine.

Otti erblickte. Niemals bisher war Großmutter krank gewesen. Bedrückt zog sie sich in die Laube zurück, um Ernst zu erwarten. Geräuschlos ordnete sie Teller und Tassen. Mechanisch zerchnitt sie den Kapstuchen, den Großmutter noch gestern gebaden hatte.

Und dann kam Ernst, vom Mehstaub befreit, freudig mit einem gesunden Hunger.

„Wo ist meine Mutter“, fragte er.

Er war gewöhnt, ihr hier in der Laube seinen Morgenbrun zu bringen.

„Großmutter ist krank“, sagte Otti leise. „Wir dürfen nicht ins Zimmer.“

„Krank ist sie, und ich sollte nicht zu ihr dürfen?“

Bleich vor Erregung, öffnete er, ohne zu fragen, Mutters Schlafzimmer. Wie durch einen Nebel sah er sie mit fieberrotten Wangen im Bett liegen, während seine Mama, der Ankunft des Arztes harrend, am Fenster stand. Mit einer bedrückenden Gebärde bat sie ihren Sohn, das Zimmer zu verlassen. Da rührte sich die Kranke. „War Ernst nicht hier? Er soll nicht mit Hans Wolfram reisen, er soll bei mir bleiben.“

Da stand er schon an ihrem Lager und strich schmeichelnd ihre wellen Wangen.

„Ich gehe niemals fort von hier, mich geht nichts in die Ferne. Immer und immer bleibe ich bei dir.“

Sie suchte nach seiner Hand und hielt sie fest.

„Nicht wie Anita, mein Junge. Nein — nicht wie Rita, die Vater und Mutter verließ.“

Bang und unruhig schienen ihre Hände wieder etwas zu zucken. Die Fieberwangen leuchteten feister. Und endlich kam der Arzt mit seinem eigenen Gesicht.

„Es hat keinen Zweck, wenn ich Ihnen Hoffnung mache, Frau Wolfram“, sagte er nach eingehender Untersuchung.

Frau Lauterbach erlitt einen kleinen Gehirnschlag. Ein stärkerer wird folgen. Möglich, daß Tage oder auch Wochen dazwischen liegen, doch auch nur mit Stunden müssen wir rechnen. Das Bett wird sie nicht wieder verlassen.“

Nachdem er noch Verschiedenes angeordnet, was der Kranken Erleichterung verschaffen sollte, war er gegangen. Schwere Tage, bange Nächte und Wochen folgten diesem ersten Krankheitsfall. Voll tiefsten Seelenleides sah Christine Tag und Nacht, nur mit kleinen Unterbrechungen, unermüdet am Krankenbett der Mutter. Und sobald sie einmal ihren Platz verlassen, irrten die Augen der Kranken suchend durch das Zimmer.

„Anita“, bedrte es immer und immer wieder schwerfällig über ihre schmalen Lippen, die sich einst im Trost oft viele Wochen lang fest zusammengepreßt. Viele Jahre lang hatte keiner ihrer Umgebung den Namen Anita aussprechen dürfen, und ihr selbst hätte dieser Name, wenn er etwa in ihr aufsteigen wollte, die Kehle zugeklemmt.

Und doch — und doch hatte sie die Sehnsucht in sich getrauen, die heiße Sehnsucht nach der verstorbenen Tochter.

Liefer-AUTO

für 30 Ztr. Tragkr., offene Pritsche, 35 PS, 6 Zyl.-Motor, Vierachsbremse, reichl. Zubehör, volle Fabrik-Garantie. Als Vorführ-Wagen in Betrieb gewesen, bei niedrigem Preis gegen Ratenschulung sofort verkäuflich. Aufträge erb. unter O. B. 299 an Ala-Maassenstein & Vogler, Stuttgart.

Hypothekengelder zur I. und II. Stelle sofort auszahbar durch ALBER & Co. G. m. b. H. STUTTGART Pfyldstraße 50 / Telefon 22148-49



„Nun muß sie daran sterben und kann ihr Kind auf dieser Welt nicht wiedersehen.“ dachte Christine voll tiefem Weh. „O, das muß furchtbar sein. Sich in Sehnsucht nach seinem Kinde verzehren zu müssen, ohne zu wissen, in welchem Erdwinkel die Seele es suchen soll, ob es lebt oder gestorben ist.“

Gleich und verflört, oft mit verweinten Augen, ging Ernst einher.

Seine Mutter war krank, seine liebe Mutter, mit welcher er bisher alles Geschäftliche beraten. Raum vor vierzehn Tagen hatten sie gemeinsam mit Merker beschlossen, das Geschäft zu erweitern, eine zweite Windmühle auf der lustigen Anhöhe zu errichten. Denn seitdem der junge Wolfram selbst mit in seiner Mühle tätig war, hatte sich der Kundenkreis bedeutend erweitert.

Die Lagerräume sollten vergrößert werden, ein zweites Paar Pferde sollte Merker kaufen, ja selbst ein Kuhstall sollte gebaut werden, damit ein Paar Kühe in die Wirtschaft kämen und mit ihnen Milch und Butter. Das hatte ihr all die Jahre gefehlt, in der Talmühle war doch alles vorhanden.

Die Zeichnung für die Stallungen war bereits fertig, der Bauplatz abgegrenzt, und Merker fing schon an, den Grund auszugraben.

Im Herbst gedachte Ernst sein Mählenhandwerk zu betreiben und nebenbei seinem Pflanzenstudium obzuliegen. Das war sein Steckenpferd.

Und dann war Otti, die kleine, sinnige Otti, die sich so selig hier in der Waldklausur fühlte, daß sie in dem großen Berlin, im Kreise ihres vornehmen Umgangs, oft bitteres Heimweh nach Wipperoda empfand.

Vielleicht würde die einmal seine Mälerin. Ach, und all das Wunderbare sollte doch seine gute Mutter noch mit erleben. Und nun war sie plötzlich schwer erkrankt.

Er meinte in seinem Jugendglauben, daß nun alles, was er erträumt, zerberechnen würde. In kindlich hellem Beten glaubte er, von Gott der feuren Mutter Genehmigung ersehen zu können. Der erste große Schmerz griff in sein junges, glückseliges Beben ein.

Ernst Wolfram wußte noch nicht, daß das Schicksal unbarmherzig über junge und alte Menschenherzen schreitet, und glaubte es mit seinem brünstigen Beten zum Allvater meistern zu können.

Dem ersten Schlaganfall Frau Lauterbachs war ein zweiter gefolgt. Aber noch immer suchte ihre Sehnsucht nach Anita, wenn auch die heißen Lippen das kleine Wort kaum zu formen vermochten.

Der Junimonat war vergangen. Heiße Julitage waren gekommen, und noch immer lag die einsie so tapfere, arbeitsfrohe Frau Lauterbach müde und hilflos in ihren Kissen.

Die Bewohner des Mählenortes kümmerten sich jetzt noch weniger um die Außenwelt, als jemals. Alles Sinnen und Denken drehte sich um die Kranke, die von den herrlichen Sommerlagern nichts verspürte. In Anton Merkers Händen allein lag jetzt die ganze Hausverwaltung, und alles, was Ernst Wolfram sonst mit seiner Mutter beraten, beriet er nun allein mit Anton Merker.

Seine geliebte Mama war für Geschäftliches jetzt gar nicht zu haben. Anton Merker hatte Vollmacht über das ganze Anwesen. Er stellte nach Bedarf Gartenarbeiter und Mählburschen ein, da auch Ernst viel beschäftigt war.

Der begonnene Bau schritt rüstig vorwärts. Zwei gute Mählmähe waren bereits erhandelt, nur Christine hatte jetzt für all diese Dinge wenig Interesse.

Eines Tages aber riefen die Berliner Otti nach Hause. Sie möchte sofort abreisen, auch wenn Großmutter noch immer krank sei. Ein Wetter schmeie über der Welt heraufzuziehen, da wollten sie die Familie zusammen haben.

Was war das? Ganz beherrscht von Frau Lauterbachs Krankheit, übermüdet und überarbeitet, sah man die eingegangenen Zeitungen tage- und wochenlang liegen, ohne hineinzuweisen, brachte dieser Brief aus der Residenz Christine und Ernst in völligen Aufruhr.

Ob Merker nichts wußte? Nein, er war lange nicht in der Stadt gewesen und völlig mit Arbeit beschäftigt. Mählenknechte hätten von einem Königsmord in Serbien gesprochen, aber er habe gemeint, es sei jetzt keine Stimmung dazu, Neuigkeiten aufzutischen.

Otti sollte heimbesorgt werden, da die Eltern es wünschten. Ruhig und beherrscht schied sie von der todkranken Großmutter, aber unter herzbrechendem Weinen nahm sie Abschied von Tante Christine. Es war ihr so weh zumute, als ginge sie einer großen Not entgegen.

Ernst kutscherte sie selbst nach der Bahnstation. In der Nähe der Talmühle begegnete ihnen ein sonnenverbranntes, noch junges Weib, das schweres Reisepäck mit sich führte. Das jammerte Ernst Wolfram, er ließ die Pferde halten. „Ob sie hier warten wollte bis er zurückkäme, dann wollte er sie mit ihrem schweren Gepäck ein Stück Weges mitnehmen. Eine Stunde dürfte vergehen.“

Die sehr erschöpfte Frau dankte und wollte es sich überlegen.

Jammervoll war der Abschied Ottiens von Ernst Wolfram. Tränenüberströmt umschloß sie ihn immer wieder.

„Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen, lieber Better Ernst.“

„Otti, kleine Otti, was ist dir nur? — Ich freue mich schon, denn spätestens in vier Wochen bist du wieder im Waldschlößchen.“

„Ich weiß doch nicht, Ernst. Mir ist so weh, so grenzenlos weh ums Herz. Woher das nur kommen mag?“

Und dann brauste der Zug heran.

Er war überfüllt. Gleich einer lebendigen Mauer standen die Menschen einer am anderen, keiner stie aus.

Fortsetzung folgt.

Sonntagsgedanken

Vom Gottesreich

Das Himmelreich ist gleich einem naturhaft wachsenden Saatfeld, nicht einem Treibhaus. Gustav Barnea.

Das Reich Gottes ist weder Schwärmen noch Höngelisches Genießen, sondern Wirken in Liebe und Weisheit, in Schönheit und Güte. Henhard.

Wer das Reich finden will, der muß es da suchen, wo es ist, nämlich im innersten Grund, wo Gott der Seele näher und inwendiger ist, weit mehr als sie sich selbst ist. Tauler.

Vom Brückenbauen

Neulich ist durch die Blätter die Nachricht gegangen, daß man in Köln eine neue Hängebrücke über den Rhein mit festlicher Einweihung dem Verkehr übergeben habe. Nur tiefste Ehrfurcht vor der Kraft und Kunst der Erbauer dieser „größten Brücke Europas“, wie es heißt, geizt dem, der von dieser Brücke hört und liest oder der sie begeht. Und was von dieser Brücke gilt, das gilt von unzähligen anderen: was für gewaltige Lasten müssen sie Tag für Tag, jahraus, jahrein tragen können, ohne müde und verbraucht zu werden: Straßen- und Eisenbahnzüge, Kraftwagen und Pferdehewerke und dazu eine ungezählte Schar von Fußgängern! Aber man darf's den Brücken zutrauen, daß sie's können, ob sie nun durch viele Pfeiler gestützt sind oder durch gar keine wie diese neueste Hängebrücke; und wenn irgendwo Zahlen stehen, die von der Belastungsgrenze reden, so rufen sie vielleicht höchstens ein stolzes Lächeln hervor: So viel muß die Brücke überhaupt nie tragen, wie sie tragen könnte!

Und wenn die Schluchten zu tief, die Ufer haben und drüben zu weit werden, als daß eine Brücke sie verbinden könnte? Wenn tiefe Seen, ja Meere dazwischen liegen? Da ist die Kunst der Menschen nicht zu Ende. Da sind Eisenbahnen und Kraftwagen und das flinkere Flugzeug; da sind riesige Dampfer und gewaltige Luftschiffe; da sind die Telegraphenabel und die Funkstationen. Lauter Brücken, die sogar Wettteile miteinander verbinden. Hohen die alten Griechen nicht ungeahntes Recht bekommen zu ihrem Wort: „Vieles Gewaltige lebt, doch nichts gewaltiger als der Mensch!“

Und doch, wie klein ist seine Kunst, Brücken zu bauen zwischen Mensch und Mensch! Schaut hinein ins Leben: da gib's Brüder, die in Feindschaft leben um eines Erbes willen, Ehegatten, die in immerwährendem Haß sich verzehren, Eltern und Kinder und Nachbarn, die sich jassen, „Geschäfts-freunde“, die vertappte Feinde sind, Parteien und Konfessionen, Berufsstände und Gesellschaftsklassen und noch so viel mehr bis hinaus zu den großen Völkern und Rassen, die alle durch eine tiefe Schlucht des Nichtverstehens, durch breite Ströme des Unrechts und der Leidenschaft voneinander getrennt sind. Wohl werden hin und wieder Brücken gebaut, weil die Menschen einander brauchen; aber die Tragkraft? Ein einziges Wort, ein einziger Blick, die Last von ein paar Pfennigen kann sie zum Einsturz bringen! Wie schnell sind „alle Brücken abgebrochen“?

Wo ist die Brücke, die alles trägt? Wie wird sie gebaut? Ein Großer hat in einem altbewährten Buch von ihr geredet: Wahrheit sind ihre Pfeiler, Liebe ihre weitragenden festen Bogen. Auf denn zum Brückenbauen! B. S.

Politische Wochenrundschau

Das neue Jahr hat begonnen! Nicht mit den besten Vorzeichen. Es war so etwas wie Stille vor dem Sturm. Und der kann im Januar recht wild ausfallen. Haag (3. Januar) — Genf (13. Januar) — London (21. Januar): ein Dreiklang, der für uns Deutsche als böser Mißklang ausfallen kann.

Am wenigsten berührt uns von diesen dreien die Londoner Marinekonferenz. Sie war schon vor einem Jahr in Aussicht genommen. Inzwischen haben die beteiligten Mächte sich darauf vorbereitet. Was ist nur zwischen London und Washington verhandelt worden! Ja, der englische Ministerpräsident Mac Donald fuhr extra hinüber über den großen Ozean und tauschte seine Abrüstungs- und Friedensgedanken mit Americas Präsidenten Hoover und den Parlamenten in Washington aus. Seine Landsleute jubelten dem Heimkehrenden zu, wie ein Volk es etwa mit einem siegenden Feldherrn zu tun pflegt. Die angelsächsische Freundschaft, die unter der Chamberlainschen britisch-französischen Annäherung bedenklich gefährdet war, wurde wieder zur alten Innigkeit aufgefischt, und die Arbeiterregierung hat diesen Erfolg schmunzelnd als ihren ersten großen Aktionsposten gebucht. Ohne Sang und Klang wurde zwischen hinein die Entente „seligen Andenkens“ begraben, ebenso still wie ihr feurigster Verehrer, der alte „Tiger“ Clemenceau in Nacht und Nebel ins Grab gestiegen war.

Nicht immer freut sich der Dritte mit den Fröhlichen. Und dieser Dritte war Frankreich. Auch der ehemalige Verbündete gehört zu den fünf Seemächten, die an der Londoner, hauptsächlich von Amerika betriebenen und begünstigten Flottenkonferenz teilnehmen sollen. Nun gibt es Einladungen, die einem recht ungenehm kommen, und die man ohren- und schandenhalber doch nicht ausschlagen kann. Aber man kann dagegen wählen. Man kann sie von vornherein sabotieren. Und so war es hier. Der erste Prügel, den Frankreich in die Gesellschaft warf, war der Vorschlag eines Mittelmeerpakts, oder, wie er auch genannt wird, Mittelmeer-Locarnos: die am Mittelmeer liegenden und interessierten Staaten, also nicht bloß Frankreich und England, sondern auch Italien und Spanien sollen einen Schutz- und Trutzbund miteinander eingehen. Vorher könne man nicht an eine Abrüstung zur See denken. Spanien ließ sich das nicht zweimal sagen und fordert jetzt, daß es auch an der Konferenz teilnehmen dürfe.

Die zweite Schwierigkeit liegt in der Denkschrift, die die französische Regierung dieser Tage nach London richtete. Diese Denkschrift enthält sieben Punkte, die ebenfalls W-derprüche gegen die englisch-amerikanische Auffassung bedeuten. Als da sind: die Konferenz dürfe nur einen vorbereitenden Charakter haben. Das Abrüstungsproblem hänge, wie es im Völkerbundstatut steht, von Sicherheit und Sanktionen ab. Die Seerüstung könne nicht von der Land- und Luftrüstung getrennt werden. Sie müsse sich auch auf sämtliche Völkerbundstaaten erstrecken, Amerika und England und Japan sollen für sich ein Abkommen treffen. Frankreich müsse allererst auf seine geographische Lage, sein Kolonialreich, sein Verteidigungsbedürfnis Rücksicht nehmen. Kurz: Frankreich will nicht, immer das alte Lied, das sich schon acht Jahre bis zur Langweiligkeit wiederholt: Man spricht überschwinglich vom Frieden, gleichzeitig bewaffnet man sich bis an die Zähne.

Geradezu lächerlich macht sich diese Heuchelei, wenn Frankreich im Hinblick auf die „vorzügliche deutsche Flotte“ größere „Sicherheit“ für sich fordert. Deutschland habe so vorzügliche Kriegsschiffe, ein so gutes Marinepersonal, daß man Frankreich unmöglich eine Abrüstung zumuten könne. Namentlich werde das Panzerschiff A, das übrigens nicht vor 1932 fertig sein wird, recht gefährlich werden. Mittlerweile ist die französische Flotte 610 000 Tonnen, die deutsche nur 114 000 groß. Dabei hat Deutschland keine Großkampfschiffe, keine 10 000-Tonnen-Kreuzer, keine Flugzeugmutterchiffe, keine Flottenstützen, keine Unterseeboote. Frankreich verfügt aber beispielsweise in einigen Jahren über nicht weniger als 81 U-Boote! Wie also kann jemals die kleine deutsche Flotte Frankreich gefährlich werden?

Das zweite Ereignis, dem wir in diesem Monat entgegengehen, ist die Genfer Völkerbundstagung, die voraussichtlich ebenfalls nutzlos verlaufen wird, wie ihre Vorgängerinnen. Frankreich wird auch hier wieder den Taktton führen. Für die Franzosen ist diese ganze Einrichtung überhaupt nichts anderes als ein Instrument zur Durchführung des Versailleser Vertrags, und die 54 Mitgliedsstaaten sind ihm nichts mehr und nichts weniger als die Bürgen für die Anhebung Deutschlands. In Genf haben wir 1929 nichts erreicht. Das Jahr 1930 wird hierin keine Aenderung bringen.

Wiel wichtiger aber ist für uns die zweite Haager Konferenz, zu der unsere Vertreter am 2. Januar abgereist sind. Unter ihnen steht diesmal der Reichsamtpräsident Dr. Schacht. Warum? Man sagt, er selbst hätte nicht gewollt. Die Wahrheit wird irraundwo anders liegen, nämlich in seiner Denkschrift vom 6. Dezember. Die hat bei der Regierung starkes Aergernis erregt. Dr. Schacht ist der Gralritter unserer Währung. Diese Verantwortung zwang ihn zum Widerspruch gegen den Youngplan, wie er inzwischen, seit der ersten Haager Konferenz, mit allem möglichen Beiwert mit weiteren Zahlungsverpflichtungen und Veräbten gegen England, Belgien und Polen belastet wurde. Wohl ist er „Erfüllungspolitiker“, aber mit Macht und Ziel, d. h. so weit, als nach seiner Meinung Deutschland überhaupt erfüllen kann. Diese Grenze fand er anfänglich in dem Angebot einer Jahreszahlung von 1500 Millionen auf 36 Jahre. Daraus sind 2100 Millionen auf 58 Jahre geworden, abgesehen von allen möglichen Zinsaufschlägen, die noch dazu kamen. Und so ist dieser Mann, wie seinerzeit Dr. Brügel, von weiterer Mitarbeit zurückgetreten oder richtiger: zurückgetreten worden.

Ein böses Vorzeichen, das für den Fortgang der Konferenz wenig Gutes ahnen läßt. Und doch hätten wir mehr denn je alle Ursache, daß unser Tribut, unter dessen erdrückender Last wir schon einmal fürchterlich zusammenbrachen, erleichtert würde. Unsern Gläubigern ist das gleichgültig. Was kümmert Frankreich Deutschlands Niedergang? Im Gegenteil, je früher er kommt, desto besser! Und sie haben bereits sich die Hände gereicht, alle unsere „Gläubiger“, um im Haag diesmal eine geschlossene Front gegen den gefährlichen Schuldner zu bilden. Daher die große Freude, daß Dr. Schacht, der einzige Spielverderber, den sie noch fürchteten, hübsch fein zu Hause bleiben muß.

Einer unserer Gläubiger sieht mit sehr gemäßigtem Gefühl dem neuen Jahr entgegen. Das ist England. In Indien gehts recht bedenklich zu. Der allindische Kongress in Lahore fordert in seiner Mehrheit „völlige Unabhängigkeit Indiens und Lösung vom britischen Reich“. Voriges Jahr, also im Dezember 1928, hat nach die von Gandhi geführte gemäßigte Richtung sich mit der Gewährung der Dominion-Verfassung, also mit der Unabhängigkeit, deren sich Kanada, Australien, die Südafrikanische Union usw. erfreuen, zufrieden gegeben. Aus jener Minderheit ist innerhalb Jahresfrist die Mehrheit geworden, und Gandhi, der große Prophet Indiens, ist zu den Radikalen übergegangen. Würde England Indien verlieren, dann wären die Tage des britischen Weltreichs gezählt. Bildete doch dieses Wunderland mit seinen 320 Millionen Einwohnern, mit seiner uralten Kultur, mit seinen märchenhaften Schätzen die „Perle der britischen Krone“, jenes begehrenswerte Ziel, auf das die ganze britische Außenpolitik eingestellt war.

Freilich so schnell wird es mit jener Forderung nicht gehen. Sie liegt ober im Zug der Zeit. Ob ägyptische oder syrische, oder türkische, oder chinesische, oder — indische Nationalisten — gleichviel, sie alle wollen — frei werden. Wir Deutsche, die wir auch nach völliger Befreiung unseres Vaterlandes rufen, wir fühlen uns heute mit allen solchen Bestrebungen schicksalsverwandt. „Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, vor dem freien Menschen erzittere nicht!“ W. H.

Stuttgarter Kaufmann-Pachschule
E. Zepfacher-Institut
mit Schülerheim
Stuttgart, Paulinenstraße 37. Rufn. 60370

Neuaufnahmen:
21. Jan., 21. April, 21. Juli, 21. Okt., Jahresklassen A, B
15. März, 15. Mai, 15. Sept., 15. Nov., Halbjahresk. E

Lehrpläne unverbindlich und kostenlos

Selbst Greise lernen
Klavierspielen

In 2-3 Monaten. Korrekt nach Noten, jedoch fabelhaft leichte Erlernung. Alles überragende Erlöschung eines blinden Musikers. Prospekt Nr. 2. 34. **absolut kostenlos** durch Verlag T. Isler, Lörrach (Baden).

Hemdentuche!

fabrik. bill. Ver. 65e 208. Kat. Nr. 12 gr. 10. 1.1. Ver-
sand. A. & B. Schneider, München 15, Lindwurmstr. 10.

Hofbräu-Quelle
Stuttgart, Marktstr. 2, geg. Breuninger

Gut • rasch • billig

Mittagessen von 80 Pfg. an

Täglich: Frische Maultaschen

Auch Sie werden so urteilen:

Einmal Pertrix = immer Pertrix!



PERTRIX
Anoden-Batterie

Zuverlässiger und unverzerrter Empfang